Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 41

Artikel: Schwester und Bruder [Fortsetzung]

Autor: Odermatt, Franz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-647735

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 41 - 25. Jahrg. Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern 12. Oktober 1935

Banne die Sorge. Von Theodor Fontane.

Schon mischt sich Rot in der Blätter Grün,
Reseden und Astern sind im Verblühn,
Die Trauben geschnitten, der Hafer gemäht,
Der Herbst ist da, das Jahr wird spät.

Und doch — ob Herbst auch — die Sonne glüht.
Weg drum mit der Schwermut aus deinem Gemüt!
Banne die Sorge, geniesse, was frommt,
Eh' Stille, Schnee und Winter kommt.

Schwester und Bruder. Novelle von Franz Odermatt.

4

In dieser Nacht war Regina, das Kind, zum Weibe geworden. Bald ein Jahr diente sie nun in dem Hause am Giebel bei jungen Eheleuten, die auf Kinder warteten. Aber wenn der junge Mann am Tische vor seinem Weibe und Regina an gewisse Dinge rührte mit Worten und Anspielungen, die aus seinem frohen Vaterstolz und seiner gesunden blutwarmen Art überströmten, hob die Frau die Augen, öffnete die Lippen, und zwischen den schneeweißen Zähnen zirpte ein leises, weiches „sss". Regina wußte nicht, woher der Frau die Röte in die Wangen und der Ernst in die Augen kam, und welch ein Glücksfall dem Bauer das lachende Feuer in den Augen entzündet hatte.

Eins von beiden gab dann aber Regina einen Auftrag. Und die Frau belehrte ihren Mann, sobald das Mägdlein sie allein gelassen: „Sie ist noch ein Kind. Wie ein einsames Vögelein ist sie aufgewachsen. Kein Mann im Hause, der Vater tot, nur das schüchterne Zwillingsbrüderlein, sie ist noch wie ein ruhiges Wasser, rühr's nicht auf." Oder sie hob schelmisch den Finger und spottete: „'s ist nötig, daß du bald einen Meister bekommst. Im Militär wirst du das Maul halten lernen."

Als aber der Tag seines Einrückens näher kam, verlor sie das schmollende Drohen mit dem Dienst, und es kam ihn an, sie darüber zu trösten: „Es paßt mir jetzt noch besser als in einem Monat. Zum Glück ist es noch nicht so weit. Drei Wochen sind bald vorüber. Und später, wenn der Bub da ist, ja der Bub", sagte er sicher und bannte mit seinen warmen sieghaften Augen der jungen Mutter alle Sorgen vom Herzen, „dann würde es mir erst recht schwer, von euch zu gehen."

„Behüt dich Gott, rege dich nicht auf, es ist nicht gut für dich und das Kleine. Sei ohne Sorge. Die Zeit geht vorüber wie der Wind. Drei Wochen, nicht länger als man braucht, dreimal die Augen aufzuschlagen und zu schließen", sagte er ihr, ehe er hinausschritt und am Türkopfbalken die Stirne streifte. Doch die Frau plagte eine unbestimmte Angst um den Mann, und die Sorge, er fände den Weg nicht zur rechten Zeit heim, ließen sie nicht schlafen. Sie rechnete im Traume, in Glückseligkeit und Bangnis taumelnd, die Wochen nach, und verlor sich in einer Wildnis von Ranken und Dornen und den schönsten Mooosteppichen; ein Eidechslein schlängelte heran und erschreckte sie. Darob erwachte sie laut aufschreiend, und ihren müden und verängstigten Sinnen blieben die Fäden zwischen Wachen und Träumen noch lange wirr vermengt.

Und eines Nachts aus solchem Traum erwachend, war ihre schwere Stunde da. Sie rief Reginen an das Bett und sagte ihr: „Höre Maidlein: Ich muß dich mit dem bekannt machen, was das erste ist im Leben. Erschrick nicht. Vom Himmel wird heute nichts mehr auf die Welt herabgebracht, alles wächst auf ihr, Gutes und Böses. 's ist die schönste Zeit im Leben, die Zeit, da man noch scheu um das Geheimnis des Werdens eines Menschen herumgehen kann, ich hätte dir diese süße Unschuldswonne nicht gestört, wär' ein anderer Mensch herum, um mir beizustehen. Bis ins Dorf ist's eine gute Stund', die Nachbarn rechts und links sind in den Berg zum Wildheusammeln gezogen. Und jetzt plötzlich, früher als ich gemeint, steht es so mit mir ... Schließe die Augen nicht vor dem, was kommt."

Ein furchtbarer Schmerz nahm der Frau die Worte.

Regina stand auf einmal vor dem entschleierten Geheimnis des Lebens. Der laute Schmerzensschrei der Frau löste ihr alle Zweifel, die aus ihren Worten sich wie Knäuel vor ihr gehäuft hatten. Sie meinte, so müßte empfinden,

fragen und staunen, wer vom Himmel auf die Erde zu fallen kommt, sie rang die Hände und dachte ans Beten, das Heilmittel aller Nöten, wo Kopf und Hand versagt. Allein das Leben kam wie eine Ueberschwemmung gegen sie, wer nicht rudert, geht unter. Da hob sie die Arme, in der Erkenntnis, daß der Himmel nicht zu den Menschen kommt. Die Stunden waren schwer. Manchmal schloß sie die Augen, dann kam plötzlich der Wille über sie, alles zu wissen, nicht blind vor den Rätseln des Lebens zu stehen.

Nach zwei Stunden war das Kindlein da. Es war schwer gewesen für die Mutter und die kleine Wärterin. Mitten in aller Arbeit, wenn ihr der Herzschlag stocken wollte vor den Schmerzen, die von der Gebärenden sich lösten und durch Reginens Seele fuhren, kam der Gedanke über sie und lähmte sie minutenlang: Ist das Leben so? Und auch du bist eine dieses Geschlechts? ... Aber sie mußte die Hände regen, helfen, lindern. Und diese Arbeit lispelte ihr wieder ins Ohr: Bist du ein einfältiges Kind. So muß es doch sein. Schau um dich: Siehst du in der ganzen Weltordnung ein Gesetz, das nicht diesem gleich und auf dieses deutet? Warum erkanntest du nicht früher des Menschen Wesen, das Staub der Erde ist? Aber seine Seele ist göttlichen Ursprungs und besitzt die Gabe, Tränen in Perlen zu verwandeln.

Allein die Arbeit ließ ihr nicht viel Zeit zum Nachsinnen. Sie mußte warmes Wasser bereiten, Tücher herbeiholen, die Frau bedurfte der Stärkung. Von der offenen Laube holte sie ein Geschirr herunter. Da beugte sie sich über die Brüstung und schaute der Nacht ins Angesicht. Es hatte ihr ehedem gefürchtet, nachts ohne Licht in den Oberstock zu gehen. Nun meinte sie, die Nacht wäre ihr kein Feind mehr. Nach diesem Erlebnis fände sie den Weg im tiefsten, sternlosesten Dunkel.

Vor der Sorge um die Mutter hinweg mußte sie an die Wiege des Kindleins eilen und das kleine erdgeborene Wesen betrachten: Wie engelschön, engelrein, schwach, winzig mit dem roten Gesichtlein und wenn es die wunderfeinen Fingerchen zusammenkrampft und öffnet, so zart muß sich die erste Regung des erwachenden Lebens äußern. Und Regina lächelte über das Kindlein hinweg, und ihr Lächeln war wie der Sonnenschein nach einem Gewitter, der jeden Grashalm mit goldenen Ohrgehängen schmückt. Das junge Mädchen fühlte zitternd die Schauer seliger Erwartung von Schmerz und Lust.

Die Mutter liegt bewußtlos in schwerem Fieber. Wenn sie nur nicht stirbt von dem Kindlein hinweg. Sie muß ihm die Märchen erzählen, wie mir die Mutter schöne Geschichten erzählt hat. An ihrer Hand muß es den Schritt ins Leben tun, und sie wird ihm einen Schleier ausbreiten über alles, was nackt herumläuft, bis es ihm eines Tages selber aufhebt und erschrickt. Hätte ich meine Mutter immer noch, ich meinte noch ein Engel zu sein.

„Du, ein Bub, läufst davon, sobald dir etwas hart in die Quere kommt! Was habe ich erlebt, ein Mädchen, und mußte dabei aushalten und dem Leben die Stirne zeigen. Es ist kein Spiel mit der Welt, erst seit gestern weiß ich es", sagte Regina, als Meinrad ihr am Morgen seine Not klagte. Die Wöchnerin schlummerte ein wenig, die kurzen, heftigen Atemzüge wurden oft unterbrochen von jähen schreienden Rufen. Der Untersuch des Arztes war vorüber, der junge Vater benachrichtigt. Die Geschwister standen in der Küche vor dem Herde, auf dem das Feuer loderte. Reginas Gesicht, vom Feuerschein gerötet, schien älter, härter, trotziger geworden. Da zischte die Milch in der Pfanne auf, sie hob das Gefäß vom Feuer, die siedende, überschäumende Milch ward alsbald ruhig. Regina sah, wie des Bruders Augen wässerlten, und sie bereute, daß sie ihn so hart angefaßt hatte. „Wir wollen zusammen reden, was wir tun können. Vielleicht ist es gut, daß uns das Leben früh geschüttelt hat, Bäume, die auf windigen Kanten und Hügeln stehen, stehen mit härteren Wurzeln im Erdreich. Wenn wir irgendwo einmal eine Zuflucht finden könnten, etwas Eigenes erwerben, du und ich. Jetzt meine ich, würden wir den Weg finden. Freilich, wir müssen noch warten. Aber das Ziel wollen wir uns stecken. Wieviel ist geblieben vom Verkauf des Heimens? Zweitausend Franken ... Der Vormund sitzt darauf wie eine Gluggere auf den Eiern. Aber zwei Jahre sind bald vorüber."

„Bald, sagst du. Vor mir liegen sie wie eine Ewigkeit", antwortete der Bruder verzagt.

„Du mußt über die Zeit hinweg auf das Ziel schauen. Die Zeit aber messe ich mit der Vergangenheit, dann sind mir zwei Jahre wie zwei dunkle Krähen in der Luft, ein Schwicklein, und sie sind den Augen entschwunden."

„Was tu ich unterdessen?" fragte Meinrad, und reckte sich unter dem Trost der Schwester. Das Ziel stand vor ihm im leuchtenden, sonnigen Morgen.

„Du kannst für's erste hier bleiben. Die Frau hat's gesagt ... Hol' die Leiter in der Tenne, leg' sie an den Kirschbaum hinter dem Hause. Die Früchte sind reif. Die Vögel fressen sie sonst."

IV.

Das Ziel.

Die Jahre des Wartens auf das eigene Heim wuchsen eben so sehr in die Länge, wie ihre Zahl sich mehrte. Die Tage haspelten von einer Spule, die nie schmäler wurde, noch zweimal muß der Winter zerrinnen und der Sommer donnern, bis Meinrad achtzehnjährig und volljährig wird. Er zählte die Tage ... Wenn ihm weise Alte sagten: Ja Bub, bis auf zwanzig geht es zäh, aber dann rasseln die Jahre, ein Schwicklein dünken mich meine siebenzig — dann pfiff er im Geheimen auf diesen billigen Trost, der keiner war. Nein, nein. Das Leben ist lang — lang.

Er und Regine zählten auch die Batzen ihres Ersparten. Ein Zwanziger im Sparbuch eingetragen, war ihnen ein Fest, aber die Tausender, mit welchen in Kauf und Lauf gerechnet wurde, erwürgten die kaum geborene Freude wieder.

War irgend etwas feil, waren zehn für einen da, die darauf boten, oder es langte das Geld noch nicht, oder der Vormund hockte auf dem kleinen Erbe. Endlich, just als Meinrad vor dem Tore stand, das ihn nach Gesetz in die Rechte der Volljährigkeit einsetzte, kam der Heinrich Schall in den Geltenruf. Als sie, Meinrad und Regina, noch mit der Mutter daheim auf dem kleinen Heimeli saßen, war der Heinrich ihr Nachbar, damals freilich noch ein gemachter, hochmütiger Mann, der Geld zum Hinauswerfen hatte. Sein Heimen, genannt Hofstetten, ward versteigert. Arg herunter-

gekommen, vom Wasserfluß bedroht, verschrien, die Matte ungedüngt und ausgeraubt, die Bäume gefällt, das Haus verwahrlost, das Dach durchlöchert, daß der Regen auf den Tisch träufelte und der Mond aufs Bett schien, fand das Gut wenig Liebhaber. Der Ratsherr Steiner, bei dem Meinrad und Regina all die Jahre geblieben und gedient hatten, meinte, es gehe um einen Spottpreis weg. Wer die Arbeit nicht scheue und Glück habe, könne es mit den Jahren auf dem Heimen zum gemachten Manne bringen. Wenn sie Lust hätten? Fehlte ihnen nur weniges zum Anfangen, ja fehlte ihnen etwas, aber nicht zu viel, dürften sie ihn darum bitten.

„Gefallen tät mir der Plan schon. Aber das Geld. Wenn wir es Euch immer und ewig schuldig bleiben müßten ... lieber wollte ich vom eigenen Heim nichts wissen. Glück, ja Glück brauchten wir dazu, ein verlottertes Gut aus den Schulden und dem Unrat herauszureißen. Aber wir zwei sind so, daß wir unter Dach stehen, wenn es Glück regnet, wenn's Steine hagelt, dann stehen wir im Wetter."

„Wer seine Flügel lahm läßt hangen, der fliegt freilich nie hoch", antwortete die Schwester. „Ich will das Messer in die Hand nehmen, wenn du willst." ... „Ja", sagte Meinrad. Die Schultern reckend, wuchs er höher, fühlte den Boden unter den Füßen fester werden und das Vertrauen in sich wachsen. „Ja", wiederholte er, sicherer, froher. „Geh du voran. Ich komme nach. Helfen will ich ... Herrgott, es ist mir jetzt schon anpackig in den Armen. Den Wagen schleppe ich, wenn meine wackere Schwester die Richtung angibt."

Es war Maria Himmelfahrt und Reginens und Meinrads — sie waren Zwillinge — achtzehnter Geburtstag. Zu Ostern waren sie vom Pfarrer aus der Unterweisung entlassen worden. An diesem Feste legte Regina zum erstenmal die reiche Jungfrauentracht an, die gleiche, die einst ihre Mutter getragen, den silbernen Haarpfeil in den mit roten Bändern geflochtenen Zöpfen, das silberne Filigran-Halsbatti, das goldgestickte Mieder, die baumelnden Brustketten und die blauseidene Schürze, deren Bänder sie hinten zu einer Schleife knüpfte, die um ihre Hüfte flatterte. Auf diesen Tag hatte sich Regina lange gefreut, lange die alten Herrlichkeiten dafür sorgsam aufbewahrt, und wenn sie sich ein Fest machen wollte, nahm sie diese Sachen aus dem Kasten hervor, ließ die farbigen Steine des Geschmeides in der Sonne leuchten und gönnte den Augen den Anblick der leuchtenden Farben, des Goldes und der weichen Seide. Sie wußte: Wenn es sein müßte, könnte sie von Haus zu Haus betteln gehen, von diesen Kostbarkeiten würde sie sich niemals trennen. Als der Vormund nach Mutters Tod ausgeschieden, was zu ihrem Gebrauch mitgegeben und was unter den Hammer kommen müsse, das ihre ein kleines armseliges Bündelchen, das andere hoch aufgeschichtet, war die alte Gotte Mile eben hereingekommen, und ohne ein Wort hatte sie die schönen farbigen Trachtenstücke von dem großen Haufen hinweggenommen und sie zu dem ihrigen gelegt. „Das erbt das Kind, die Tochter. Ja", sagte sie dem Vormund, der über diese Dreistigkeit die Augen weit aufsperrte, „wenn die Schulden so zahlreich wären wie der Sand am Meer, niemand darf darauf einen Anspruch geltend machen." Und seither waren ihr diese Dinge heilig. Der Segen und die Verheißung der Gotte redeten sie aus den roten runden Mündchen der gestickten Rosen und den blauen Augen der Vergißmeinnicht trostreich an. Sie war nur eine alte Jungfrau gewesen. Die wässerig blaue, rauh gerippte Haut ihrer Hände schien ihr zu hart für das weiche Gespinst der Seide, ihr Kopf war beinahe kahl, und der kleine silberne Haarpfeil hing an den wenigen straff über die spitze Stirne gespannten weißen Haarsträngen, aber aus ihrem Gesicht leuchtete die milde Güte.

Also an diesem Tage, Maria Himmelfahrt, gingen sie zum erstenmal von ihrem eigenen Haus und Heimen aus und Regina zum erstenmal in ihrer Jungfrauentracht zur Kirche. Gestern hatten sie, das Herz voll verhaltener stiller Freude, Einzug gehalten. Am ersten Abend im hart erstrittenen Heimen saßen sie eine lange Weile in der Dämmerung beisammen auf der breiten Bank, die um den grünen, hübsch ornamentierten Kachelofen lief. Sie waren beide müde von der Arbeit ... und nicht nur sie, die Arbeit: Die Freude am eigenen Besitz, der Traum eines fernen Glückes, erfüllten beider Herzen mit einer süßen Schwere, die sie auf die Bank niederzog. Der Hausrat war bald verstellt gewesen. Für jedes ein Bett, das jetzt wohl stattlich aussah: Ein weiter, bauchiger, schneeweißer, linnener Bettsack mit knusperigem Buchenlaub gefüllt, das den Kammern den frischen, erdhaften Duft verlieh. Ein Kasten neben jedem Bett, mit bunten Blumen bemalt, Möbel, billig erworben, weil sie jetzt nicht mehr Mode waren. In der Stube ein Tisch, zwei Stabellen und an den Wänden ihre Kommunionandenken. Aber die Stube hatte ihren eigenen Schmuck: Das geschnitzte breite Büfett aus dunklem Rußbaumholz, mit messingenen Beschlägen an Türen und Schubladen, allein der Glanz des Holzes und die verschlungenen, eine Geschichte aus Freud und Leid erzählenden Fasern und Jahrringe staken unter einer fettigen Tünche. Doch, das Büfett würde sie, Regina, bald wieder zum Glänzen bringen, ginge alles so leicht! Und dann der grüne Kachelofen mit den Tellenbildern auf dem Gesimse und die sechs bleigefaßten Fenster in einer Front. (Fortsetzung folgt.)

Kunstmaler J. L. Rüdisühli.

Zum 100. Geburtstag.

Rüdisühli, dessen 100. Geburtstag wir am 13. Oktober feiern, war einer der erfolgreichsten Kunstmaler des 19. Jahrhunderts, ein Mann, der lange Zeit auf dem Kunstmarkt dominierte, so daß begabtere Künstler wie Arnold Böcklin zuerst kaum beachtet wurden. Von einem eigenartigen, starken künstlerischen Temperament kann man bei ihm kaum sprechen. Das ist auch der Grund, warum heute so wenig von ihm gesprochen wird, warum er noch zu Lebenszeiten nach den großen Erfolgen fast vergessen wurde, bis er am 23. November 1918 im Alter von 83 Jahren starb. Respekt aber nötigt es uns ab, wie Rüdisühli sich aus allerärmsten Verhältnissen emporarbeitete und in emsiger Fruchtbarkeit als Landschaftsmaler seine beliebten Bilder schuf. Sie muten uns heute etwas süßlich an, zeigen einen stark pointierten Charakter ins Effektvolle. Am liebsten malte Rüdisühli das Waldinterieur, mit einzelnen grell beleuchteten Partien, mit Moosteppichen und Flechten. Eine gute Reproduktion eines solchen Bildes hängt in meinem